Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 19 (1937)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 29. Januar 1937. Erscheint jeden Freitag 19. Jahrgang Nr. 4

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Eine Amsterdamer Wohnungsinspektorin erzählt
Ein gefährliches Spiel
Fünfundvierzig - - und froh darüber

Wochenchronik

Inland.

Was wir befürchteten, ist bereits Tatsache geworden: Das Volkswirtschaftsdepartement hat die **Erhöhung des Milch- und Brotpreises** bewilligt; des Brotpreises: weil die auf dem Weltmarkt eingetretene Preissteigerung und der über alles Erwarten große Konsum des Volksbrotes der Müllerei beträchtliche Verluste brachten, die auf die Dauer natürlich nicht tragbar gewesen wären. Immerhin dürfte der Einwand nicht unberechtigt sein, daß man wenigstens noch einige Zeit hätte zuwarten können, um zu sehen, ob sich der Konsum des Volksbrotes wirklich auf dieser Höhe halte. Anders bei der Milchpreiserhöhung (um 2 Rp., wovon der Konsum mit einem Rappen belastet wird), die natürlich auch eine Erhöhung der Käse- und Butterpreise bedingt. Der Bundesrat gibt selbst zu, daß die durch die Abwertung verursachte Steigerung der Produktionskosten nicht ausreiche, um eine Milchpreiserhöhung zu rechtfertigen. Hingegen sei das seit langem an sich bestehende Mißverhältnis zwischen Milchpreis und Produktionskosten durch die schlechte Futterernte des letzten Jahres und des daherigen geringern Milchertrages empfindlicher geworden. Ein solches „empfindlicheres Mißverhältnis" besteht aber auch für alle diejenigen, deren Einkommen abgebaut oder durch die eingetretene Verteuerung vermindert wurde. Wer hilft diesem ab? Die Milchpreiserhöhung hat viel Unwillen erregt. Das Vertrauen in den Bundesrat, der sein Wort gab, die Preise möglichst zu halten, ist erschüttert. Die Folgen machen sich auch bereits geltend: Die Arbeiterschaft, die bisher loyal „stillgehalten" hat, verlangt Anpassung der Arbeitslosenhilfe und der Löhne. Eine Periode schwerer Lohnkämpfe steht uns damit bevor.

In La Chaux-de-Fonds haben sich letzten Montag aus Anlaß eines Vortrages von alt Bundesrat Musy über die „Gefahr des Kommunismus für die Schweiz" **schwere Schlägereien** zwischen Kommunisten und der „Jeunesse Nationale" ereignet, die unglücklicherweise ein Todesopfer forderten: Dr. Bourquin, der Gründer und Leiter der „Jeunesse Nationale", erlag infolge des tätlichen Angriffs einem Herzschlag. Die Unruhen wiederholten sich im Laufe der Nacht. Erwiesen ist bereits, daß die Kommunisten dafür Zuzug aus den verschiedensten Gegenden herangezogen hatten. Die eidgenössischen Justizbehörden haben sich mit den neuenburgischen in Verbindung gesetzt, um die Hintergründe der Vorgänge, namentlich auch hinsichtlich etwaiger Beteiligung ausländischer Kommunisten aufzuklären.

Im Bundeshaus bedauert man in diesem Zusammenhang sehr, daß das gegenwärtig in Beratung stehende **Gesetz** über den **„Schutz der öffentlichen Sicherheit und Ordnung"** das letzte Woche von der ständerätlichen Kommission behandelt wurde, noch nicht in Wirksamkeit sei. Diese möchte das Gesetz auf einen allgemeinen Boden stellen, damit es nicht den Charakter eines Ausnahmegesetzes nur gegen die Kommunisten bekomme, der Bundesrat will sich jedoch dieser Auffassung nicht anschließen.

Die Geschäftsleitung der **freisinnig-demokratischen Partei** hat zu Ende letzter Woche den Beitritt zu der Richtlinienbewegung abgelehnt, weil voraussichtlich deren „Initianten nicht gewillt seien, dem Versuch der machtpolitischen Ausnützung durch klassenkämpferische Parteien zu widerstehen". Zur freiwilligen Zusammenarbeit von „Fall zu Fall" erklärt sich die Partei jedoch bereit.

Der **Negus** hat beim Völkerbund gegen die Anerkennung der italienischen Souveränität über Abessinien durch die Schweiz als desjenigen Landes, das den Völkerbund beherbergt, protestiert. Alle diejenigen, denen Recht vor Gewalt geht, werden diesen Protest in ihrem Gewissen empfinden.

Ausland.

Wie kürzlich Eden, hat nun auch Léon Blum in Lyon das Wort zur **europäischen Verständigung** und im besondern zur Rolle Deutschlands bei einer solchen ergriffen. Den Weg zweiseitiger Verträge lehnt er zwar nach wie vor ab und beharrt auf einer allgemeinen kollektiven Regelung, deren Möglichkeit jedoch wesentlich von Deutschland abhänge. Doch ließ er durchblicken, daß, wenn Deutschland durch den Beitritt zu einem Rüstungsabkommen als unbedingter Grundlage Hand zu einer solchen Regelung bietet, man ihm wirtschaftlich etwa beim Auffangen einer durch die Umstellung in der Rüstungsindustrie möglicherweise neu entstehenden Arbeitslosigkeit (vielleicht ein Hauptgrund für Deutschlands Zögern) behilflich sein würde.

Antwort auf Blums und Edens Rede wird man nun wohl nächsten Samstag von **Hitler** im **deutschen Reichstag** erwarten dürfen, auf welchen Tag dieser zur Feier der vierjährigen nationalsozialistischen Machtübernahme einberufen wurde.

Das Hauptereignis der Woche bilden jedoch die seit längerm mit Spannung erwarteten und wohl in Rom zwischen Mussolini und Goering verabredeten **Antworten Deutschlands** und **Italiens** auf die englische Note in der **Freiwilligenfrage.** Die beiden Regierungen sind bereit, unverzüglich die bereits ausgearbeiteten Maßnahmen zur Unterbindung der Freiwilligenausreise nach Spanien zu ergreifen, sobald alle beteiligten Regierungen dasselbe tun und das Londoner Nichteinmischungskomitee den Zeitpunkt des Inkrafttretens und einen entsprechenden Kontrollplan festgesetzt hat. Ein solcher ist bereits ausgearbeitet, so daß nun alle Hoffnung besteht, daß das Freiwilligenembargo raschestens wirksam wird. Die von Deutschland und Italien weiter aufgeworfenen Fragen des Rückzuges der bereits in Spanien weilenden Freiwilligen, der fremden Agitatoren, der Geldbeihilfe usw. dürften nun ebenfalls ohne Verzug aufgenommen werden.

Auch der heute seine Session beschließende **Völkerbundsrat** kann eine erfolgreiche Tagung buchen. Es ist ihm gelungen, in der Frage des Sandschaks — es erhält für seine innern Angelegenheiten die Autonomie, bleibt aber im syrischen Staatsverband — wie auch in der Danzigerfrage — Wahl eines neuen Kommissars mit beschränkteren Befugnissen und der Zusage des Danziger Senats auf loyale Zusammenarbeit — vermittelnde Lösungen zu finden. In der von Chile zur Behandlung vorgebrachten Frage der in den ausländischen Botschaften sich befindlichen spanischen Flüchtlinge, deren Verbringung ins Ausland unter internationaler Garantie Chile verlangt, konnte infolge des Widerstandes del Vayos keine Einigung erzielt werden, doch sagte er zu, in der Frage mit den einzelnen Regierungen direkt verhandeln zu wollen.

Zwischen **Bulgarien** und **Jugoslawien** wurde dieser Tage ein ewiger Nichtangriffs- und Freundschaftsvertrag unterzeichnet, der für die friedliche Entwicklung des Balkans bedeutsam sein kann.

In **Rußland** spielt gegenwärtig ein **2. Trotzkistenprozeß,** in den die noch letzten Gefährten Lenins — Radek, Sokolnikow, Piatakow, Bucharin usw. — verwickelt sind. Es wird ihnen das Unglaubliche vorgeworfen, daß sie zur „Wiederherstellung des Kapitalismus" ausländische Mächte (Deutschland und Japan) zum Krieg gegen Rußland veranlassen und die Niederlage im Innern durch Schädlingstätigkeit in den Fabriken vorbereiten wollten. Das ist so monstruös, daß es natürlich niemand glaubt. Rätselhaft ist wie schon im Sinowjew-Prozeß auch hier wieder die große Geständnisfreudigkeit der Angeklagten.

Die nächste Nummer wird eine Seite „Hauswirtschaft und Erziehung" enthalten.

Verständigungsarbeit

Von Rosa Göttisheim, Basel.*

Daß wir hier heute über Verständigungsarbeit miteinander reden, ist bitteres Müssen, hervorgerufen durch tiefe Not. Immer einschneidender werden die Trennungsstriche, immer häufiger das Sich-nicht-verstehen. Wir dürfen davor nicht die Augen verschließen, sondern müssen uns klar werden, ob Abhilfe möglich ist und wo und wie eventuell Brücken über die trennenden Gräben zu schlagen sind.

Schon einmal, vor fast 20 Jahren, stand man vor einer ähnlichen Situation, nur daß damals die Gärung mit ungeheurer Wucht ausbrach im Generalstreik. Vielen wurde erst in diesem Moment ganz bewußt, daß Risse durch unser Volk laufen, die seinen Untergang bringen könnten. Ein tiefes Erschrecken ging durch weite Kreise von Männern und Frauen und weckte das Bedürfnis nach Verständigung. Der Jahresbericht 1918/19 der Frauenzentrale Zürich gibt diesem Bedürfnis Ausdruck wie folgt: „Im Mittelpunkt unserer diesjährigen Arbeit stand das Problem der sozialen Verständigung, eines der größten und schwierigsten unserer Zeit, dessen Lösung nur dann gelingen kann, wenn in weitesten Volkskreisen ein neuer Geist der Solidarität und Opferwilligkeit wach wird. An der Weckung und Betätigung dieses Geistes haben die Frauen einen wesentlichen Anteil, und sicher sind die Anfänge einer ernsthaften Neuorientierung spürbar. Aber ob die Massen anders als durch Katastrophen geweckt werden können? Wer dürfte es ohne weiteres bejahen und wer könnte es verneinen, ohne noch einmal sein Aeußerstes daran zu setzen, daß seine Hände rein bleiben von dem Blut, das fließen wird? — Verständigungsarbeit ist wie keine zweite dem Mißverstehen von rechts und von links ausgesetzt, und wir haben dieses Mißverstehen denn auch reichlich zu spüren bekommen. Daneben haben wir uns aber auch aufrichtige Sympathien von Frauen aller Volksschichten erworben."

So der Bericht aus den Jahren 1918/19. — Und heute reden wir neuerdings über Verständigungsarbeit! Ist denn nichts besser geworden in all der Zeit, hat man den Weg zueinander nicht gefunden? Hat man sich nicht ernstlich darum bemüht?

Doch, das hat man getan; gerade in den Nachkriegsjahren hat sich auf natürlichste Weise Gelegenheit zum Zusammenstehen mit den Arbeiterfrauen in Hilfsaktionen für die bedrängten und oppositionellen Volkskreise. Man suchte ihnen ihr Dasein zu erleichtern durch Sammlung von Lebensmitteln, billige Speisabgabe, Verkauf von verbilligter Wäsche, Kleidung u. a. m. Aber wirkliche Verbindung zwischen den sich feindlich gegenüberstehenden Volkskreisen konnten diese Hilfeleistungen nicht eigentlich schaffen. Die Zürcher Frauenzentrale — ich muß sie hier neuerdings zitieren — war sich bewußt, daß nur ein noch engerer Kontakt dies erreichen könnte. Deshalb führte sie eine Anzahl von Ausspracheabenden im kleinen Kreise durch, an denen namentlich Arbeiterfrauen zum Wort kamen, und die eine Entspannung auf der einen, Einkehr auf der andern Seite brachten. Aus diesen Ausspracheabenden resultierte unmittelbar die Gründung der Frauengruppen in den einzelnen Quartieren der Stadt.* Frauen aus den verschiedenen Schichten der Bevölkerung schlossen sich zu gegenseitiger Hilfeleistung und Fortbildung zusammen. Monatliche Vorträge und Orientierungen über Fragen allgemeinen Interesses bilden die Grundlage dieser Aktion der Verständigung, die sich bis zum heutigen Tage durchgehalten und als ein festes und liebgewordenes Band erzeigt hat.

Diese Art, Wege zu einander zu finden, scheint uns hervorragend glücklich und nachahmenswert, wenn auch — und das wird wohl immer so sein — verhältnismäßig kleine Frauenkreise aus den verschiedenen Lagern erreicht werden. Aber es ist doch irgendwo ein Anfang zur gemeinsamen Aussprache und zum sich gegenseitig Anhören, und damit ist schon viel gewonnen. Durch Hilfeleistung in jeder Form sind wohl überall schon Beziehungen geschaffen zu der weniger begünstigten Bevölkerungsschicht; sie werden um so besser, je weniger sie sich aufbauen auf dem Boden der Wohltätigkeit, dafür um so mehr auf dem Boden der brüderlichen Bereitschaft zum Mittragen ungerechtfertigter Lasten, zum selbstverständlichen sich an die Seite der Bedrängten stellen.

Aber wir haben noch andere Möglichkeiten der Annäherung, die mehr in der Richtung des von Zürich angestrebten gehen. Wir denken an das Zusammenarbeiten der verschiedenen Frauenkreise dann, wenn es sich darum handelt, Anliegen, die allen Frauen über ihre Partei hinaus wichtig erscheinen, gemeinsam zu beraten und eventuell an die Oeffentlichkeit zu bringen. Solche Versuche wurden in Basel schon mehrmals durchgeführt.

Ueberparteiliches Zusammenarbeiten.

Im Mai des vergangenen Jahres fand eine große Kundgebung für den Frieden statt, veranstaltet von den bürgerlichen, den katholischen, den israelitischen, den sozialistischen, den kommunistischen Frauenorganisationen. Es beteiligten sich auch noch die Völkerbundsvereinigung, die Europa-Union und die Friedensfreunde. Die Veranstaltung selbst ist leider — zweier Referenten wegen — nicht so ausgefallen, wie wir gehofft hatten. Aber das Zusammenarbeiten, die gemeinsamen Aussprachen in dem die Veranstaltung durchführenden Komitee gehören zum Wertvollsten für mich, das ich je miterlebt habe. Es brachte uns einander sehr nahe, besonders die Aussprache über den Verlauf des Abends, dessen Mißerfolg von uns offen zugegeben und begründet wurde. Die linksstehenden Frauen waren dankbar dafür, daß wir andern verstanden, was ihnen vom einen Referenten zugemutet worden war, und daß wir ihre bewundernswerte Disziplin anerkannten. —

Eine andere gemeinsame Unternehmung betraf eine Eingabe an die Regierung, in der wir verlangten, daß wenigstens eine Frau in die kantonale Preiskontrollkommission gewählt werden müsse. Schon in der mündlichen Aussprache mit dem Chef des Departements des Innern durfte die Präsidentin der Basler Frauen-

Aus der uns gegebenen Lage entsteht unsere Pflicht.

Schlatter

* Referat, gehalten am 24. Januar 1937 in Bern an der Konferenz von „Frau und Demokratie", auf deren weitere Verhandlungen wir noch zurückkommen werden.

Rainer Maria Rilkes Schweizer-Jahre

J. R. von Salis, Professor an der Eidgenössischen Hochschule.

Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig.

Uns in den Schatten dessen, den wir rühmen wollen, zu stellen, uns nicht neben ihm sichtbar werden zu lassen, gebietet unser Herz, wenn wir uns anschicken, einen edlen, des Nachruhmes würdigen Mann der Mitwelt in Erinnerung zu bringen. Es scheint zwar natürlich und gegeben, daß wir uns so und nicht anders verhalten, und doch haben sich noch wenige dieser Aufgabe gewachsen gezeigt. Wo J. R. von Salis in dem Buche über „Rainer Maria Rilkes Schweizer-Jahre" selbst das Wort ergreift, geschieht es mit so viel Zurückhaltung und Takt, daß wir den Berichtenden nur in der Wirkung seiner stillen und wohlgehegten Gedanken in Erscheinung treten sehen. Auch auf ihn treffen die Worte von Anatole France zu, die Salis dem ersten Kapitel als Geleitwort beigegeben hat: „Man muß an der Zukunft arbeiten, wie die Weber am Hochschaftstuhl an ihren Teppichen arbeiten: ohne sie zu sehen." Der biographische Ordnungssinn, den Salis für unerläßlich erklärt, ermöglicht es dem Leser, mit eigenen Augen zu sehen und doch in der Fülle des Dargebotenen Weg und Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Es gelingt dem Autor, aufzuzeigen, daß Rilke nie von dem Mittelpunkt seines Wesens und Schaffens abgerückt ist — und darauf allein, berichtet er, kommt es hier an. Wenn er wie nebenbei Eigenheiten des Dichters hervorhebt, dann fühlt man sich durch die vertrauenerweckende Unbefangenheit, mit der es geschieht, freundlich angezogen. „Die hier zum Vorschein kommenden Züge in Rilkes Wesen dürfen, ja müssen unbedingt als ebenfalls charakteristisch für das Bild angenommen werden, das sich die Nachwelt von ihm zu machen hat. Wer in ihm nur eine komplizierte, geauälte, scheue Natur zu sehen versucht wäre — was er alles neben manchem anderen auch gewesen ist — und ihm nicht Sinn für die kleinen Freuden, die einfachen Genüsse, die komischen Seiten des Alltags zutrauen wollte, würde sich täuschen. Alle diejenigen Menschen, mit denen er in ein wahrhaft vertrautes Verhältnis getreten ist, haben jene unbefangene Ausgeschlossenheit und Mitteilsamkeit, jene kindliche Empfänglichkeit für Aufmerksamkeiten, jenes harmlose Sichfreuen- und Genießenkönnen erlebt, das er wie ein sonniges Glück in kleinstem Kreise mitzuteilen verstand. Wer jemals Rilkes Lachen gehört hat, wird es nie vergessen können, so wenig wie den jeweiligen Anlaß zu solcher Heiterkeit. Dieses Lachen klang hell, glockenklar und warm, es war ohne Arg und ohne Zwang, frei von jeglicher Nervosität, Bitterkeit oder Ironie. Nicht nur der breite Mund unter dem dünnen, dunkeln, hängenden Schnurrbart lachte, die Augen lachten mit, und das war vielleicht das Merkwürdigste. Zu beiden Seiten der Augen bildeten sich sternförmige kleine Fältchen in der Haut, die lachten auch. In ausgelassenen Augenblicken stach Rilke der Schalk, so daß er sein Gegenüber zu immer heftigerem Mitlachen veranlaßte, und die Lustigkeit, die er empfand und bei anderen anreizte, auf den Höhepunkt steigerte und bis zur Neige kostete. Alle seine Freunde haben Rilkes Humor gekannt und als eine seiner schönsten Gaben geliebt." — Wer so unbefangen alles mit einbezieht, mit warmfühlendem Herzen, dem wächst der Erfolg dessen, was er beginnt, selber zu. In diesem Sinne ist es gemeint, wenn F. R. von Salis fortfährt: „Nicht allein seine literarische Berühmtheit, auch und vielleicht vor allem der ganz persönliche, intime Zauber seines Wesens brachten ihn nicht selten in Gefahr, von den Menschen über die Maßen in Anspruch genommen zu werden. Bei dem Ernst, mit dem er menschliche Beziehungen pflegte, steigerte sich sein Eingehen auf andere, sein Mitleben und seine Hinwendung manchmal bis zur schmerzlichen Ratlosigkeit — bis ihn seine eigene Angegriffenheit zur Flucht veranlaßte. Wer sich darüber wundern wollte, daß Rilke zu beständigem, ruhigem Arbeiten nach Refugien und Einsiedeleien ganz besonderer Art suchte, der übersieht, daß nicht allein seine vielfachen persönlichen und gesellschaftlichen Verflechtungen, sondern noch viel mehr die Zudringlichkeit der Menschen es ihm schwer erlaubten, in einer Stadt oder nur in der Reichweite einer solchen einigermaßen ungestört zu schreiben. Deshalb wurde ihm immer wieder das strengste Alleinsein und die vollständigste Klausur in einem abgelegenen Zufluchtsort zu einer Notwendigkeit, um sich nicht an die Menschen zu verlieren und ihnen nicht ausgeliefert zu sein, von ihren Forderungen, ihrer Liebe, ihrer Unruhe nicht ausgesaugt und innerlich vernichtet zu werden. Denn über alles Persönliche und Nur-Menschliche stellte der Dichter sein Werk, den Dienst an diesem Werk..." Rilke selber, indem er beklagt, daß er keinen Ort, wo er zuletzt ausruhen konnte, für einen rechten Boden halten durfte oder mochte und so mit verhaltenen Wurzeln lebe, er erkennt sehr wohl diesen ihn zeitweilig gefährdenden Zustand, wenn er sagt: „Ich bin für Jahre hinaus kein Reisender mehr, alle meine Bedürfnisse treffen in einem einzigen Anspruch auf Stabilität zusammen, — möchte ich nur nicht an dem Ort vorübergehen, wo sie mir zugesagt wäre, und möchte dann alles in mir lebendig genug sein, um eine lange und geschützte Einsamkeit zu einer ununterbrochenen und unaufhaltsamen Rühmung Himmels und der Erde zu verwenden!" Welcher Dichter hat wohl seine Berufung erhabener ausgedrückt, als es allein in dieser Briefstelle der Fall ist. Anderwärts erwähnt Salis die ausgeglühte Reinheit und Abrundung des schriftlichen Ausdruckes. Bei diesem Anlaß dürfen wir auch eines anderen Satzes Erwähnung tun, nämlich der Worte: „Jede Wendung seiner Sätze ist überlegt und abgewogen, jedes Wort genau der Situation angepaßt. Nichts ist, in Form und Inhalt, dem Zufall überlassen. Hast oder Flüchtigkeit würden sich nicht mit der gewählten Präzision des Stils und der Handschrift vertragen, mit der er seinen Ueberfluß in Zucht hält." An wie viel Stellen man auch das vorliegende Buch aufschlägt, in allen findet man den Dichter wieder und der Einblick in ein schöpferisches Dasein wird allenthalben bestätigt. Dadurch ist dieses Buch auch für den Laien aufschlußreich, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man hervorhebt, daß der Dichter selber in einem edlen, nicht mißzuverstehenden Sinne an ihm mitwirke.

Der schweizerischen Gastfreundschaft wird zwar nur im Laufe des Berichtes Erwähnung getan. Wie vielleicht einzigartig in der Welt sie aber ist, ergibt sich auch aus den bescheidenen, nur beinahe lakonischen Berichten. Nicht daß Salis die Einschätzung für die bewunderungswürdige Haltung der Gastfreunde fehlte, er weiß sehr wohl, daß sie der paradiesische Boden ist, in den der Same unsterblichmachender Früchte fällt. Aber er darf sich als Gärtner fühlen und so läßt er den Früchten ihre Sprache. Und so ist es gut. Ja, aus einem Leser des Buches von Salis fühlt man sich eigen angeweht und auf eine Weise unterwiesen, wie sie nur selten gefunden werden mag. Nicht indem er uns die Dichtungen erklärt (für den unbeschwingten, den trägen Leser,

zentrale auch im Namen der katholischen und der kommunistischen Frauen sprechen. Die Eingabe selbst wurde unterzeichnet von der Zentrale, dem Katholischen Frauenbund, dem Frauenkomitee gegen Krieg und Fascismus, der kommunistischen und der sozialistischen Frauengruppe. Das Schönste war, daß wir uns auch alle miteinander auf eine Kandidatur einigen konnten, was wohl mit ein Grund war, daß der Regierungsrat die Wahl sofort vornahm.

Eine dritte Gelegenheit zur Zusammenarbeit bot uns die öffentliche Aussprache über die Erwerbsarbeit der Frau. Leider mußten die katholischen Frauen ihre zugesagte Mitarbeit zurückziehen, da ihnen durch ihre Geistlichen größte Zurückhaltung den kommunistischen Frauen gegenüber auferlegt wird. Das erschwert ihnen natürlich solche Zusammenarbeit wesentlich, macht sie meist ganz unmöglich. Auch in diesem Fall war die Kommissionsarbeit das Wertvollste, besonders die Aussprache der sechs Votantinnen, die nach den großen Referaten zu Worte kommen sollten. Wie platzten da die Geister aufeinander, in aller Minne, aber wundervoll klärend! Eine bürgerliche Frau sagte mir beim Nachhausegehen: „Solch ein ehrlicher, offener Kampf ist urgesund", sagte es, trotzdem sie selbst die Belehrte war.

Für alle solche Zusammenarbeit ist bedeutungsvoll, das Gemeinsame zu finden, das, was allen so wichtig ist, daß es sich lohnt, Opfer dafür zu bringen, nicht Opfer an Ueberzeugungstreue, sondern einfach Verzicht auf das Hervortretenlassen, das Unterstreichen seines Standpunktes. Es geht bei solch gemeinsamem Arbeiten nicht ohne gegenseitige Zugeständnisse ab oder sagen wir es so, wie es mir richtiger erscheint, nicht ohne ein auf einander Rücksicht nehmen. Als unsere fünf Frauenverbände sich auf einen Vorschlag einigten für die Vertreterin in der Preiskontrollkommission — die Wahl fiel auf eine sozialistische Frau — war nichts anderes ausschlaggebend als ihre allgemein anerkannte Eignung zu diesem Amt. Jede Parteierwägung trat dabei in den Hintergrund. Auf diese Weise müßte Zusammenarbeit durchgeführt werden können. Dadurch daß wir auf den Standpunkt des andern Rücksicht nehmen, auch seine Parteigebundenheit mit in Rechnung ziehen, vergeben wir uns nichts, lernen ihn aber auf einem gemeinsamen Boden kennen, schätzen und achten, oft gerade durch seine klare und tief verwurzelte Zugehörigkeit zu seinem Parteiprogramm. Denn das Tiefste, die persönliche Einstellung zu Religion, Partei, Staat etc. kennzeichnet den Menschen, gibt ihm das persönliche Gepräge, bildet das, was wir in der Verständigungsarbeit nicht angreifen sollen und dürfen. Wir verstehen seinen Standpunkt vielleicht nicht, aber wir sollen ihn achten.

Es ist nötig, daß das heute wieder einmal ganz deutlich gesagt wird, heute, wo sogar innerhalb der sog. bürgerlichen Kreise, speziell auch der Frauenkreise,

Trennungszäune,

um Gruppen und Grüpplein aufgerichtet werden. Es besteht heute ein starkes Mißtrauen gegeneinander, auf das man plötzlich, oft ganz unvermutet, stößt. Man kommt z. B. auf Pazifismus zu sprechen, und gleich fühlt man kühle Zurückhaltung. Man spürt ihr nach und bekommt bald zu hören, daß man als Pazifist eben doch unpatriotisch eingestellt sei, das Internationale über das Nationale stelle und also mit dem Pazifismus seiner Heimat eher schade als nütze. Von anderer Seite wird betont, der Pazifismus sei eine gefährliche Ideologie, verwirrend und verschwommen, und dazu erhebe er noch den Anspruch, eine weltverbessernde Kraft in sich zu tragen; ob denn der Mensch vergesse, daß nicht er es in Händen habe, die Menschheit zu retten? — Was für tiefe Spalten haben sich bei der Frage der Wehranleihe oft aufgetan zwischen Mensch und Mensch, Frau und Frau. Nicht begeistert für die Wehranleihe einzutreten, war in den Augen vieler gleich einem Verrat am Vaterland; kein Vertrauen in den Luftschutz zu setzen, ist ebenfalls verdächtig. Die betreffenden Vaterlandsfreunde nehmen sich oft nicht die Mühe, darüber klar zu werden, ob nicht auch gerade die Liebe zu Heimat und Volk die andern ins entgegengesetzte Lager treibt, ob ihnen nicht der Schutz ihres Landes und Volkes ebenso sehr am Herzen liegt wie ihnen, daß sie ihn aber auf anderer Grundlage aufbauen möchten und nach ihrem Gewissen müssen.

Man nimmt sich leider in den wenigsten Fällen die Mühe, die Beweggründe der auf anderem Boden Stehenden zu prüfen. Man hilft sich lieber und leichter mit einem Schlagwort. Wenn eine junge, elegante Frau eine ernsthafte Diskussion über die Wehranleihe abschneidet mit den Worten: „Für mich existiert diese Frage nicht, ich stehe eben auf vaterländischem Boden", ist das nicht als Schlagwort aufzufassen? denn was heißt für sie, auf vaterländischem Boden stehen? Ahnt sie auch nur, wie heiß die Andersdenkenden vielleicht gerade um diesen, von ihnen ganz bewußt geliebten Boden ringen, nur unter anderem Vorzeichen? Oder wie leicht wird über einen Menschen ein abschätziges Urteil gefällt mit den heute zum Schlagwort gewordenen Bezeichnungen „Marxist, Bolschewist, Bourgeois". Die wenigsten derer, die diese Ausdrücke im Munde führen, sind sich ihres Inhaltes genau bewußt. Es ist bequem, in dieser kurzen Fassung einen Andersdenkenden abzutun; also benutzt man sie.

Wenn wir uns nur so viel zubilligen wollten gegenseitig, daß jeder nach der ihm möglichen Erkenntnis mit tiefstem

Verantwortungsbewußtsein,

seine Stellung zu den verschiedenen Fragen wählt und hält. Einander ganz verstehen können wir wohl nur in seltenen Fällen, dazu sind die Voraussetzungen, unter denen wir so oder so entscheiden müssen, zu verschieden. Aber dem andern die Achtung entgegenbringen, die wir von ihm so gern entgegennehmen, mit ihm reden und ihn trotz seiner anderen Auffassung ernst nehmen, eben nicht mißachten oder verachten, das sollten wir fertig bringen. Das heißt nicht charakterlos sein, wir geben das, was wir als recht erkennen, nicht auf; wir lassen nur dem andern auch sein Recht auf seine Auffassung und Meinungsäußerung. Aber wie empfindlich sind wir, wenn er sie unter Umständen zu äußern wagt in einem Moment, da wir dies nicht gerade wünschen.

...Sind wir nur reizbar aus der ehrlichen Ueberzeugung heraus, daß wir uns mit unserer Stellungnahme auf der einzig richtigen Plattform befinden? Steckt nicht vielleicht doch irgendwie eine geheime Angst oder vielleicht nur auch ein Widerstreben gegen drohende notwendige wirtschaftliche Umgestaltungen dahinter, die uns aus Behagen und Ruhe aufreißen würden? Seien wir doch auf der Hut vor uns selbst, und prüfen wir die Hintergründe für unsere Abwehr, Reizbarkeit, Unverträglichkeit einmal ernstlich. Wir tun es gewiß zu wenig, lassen uns von unbewußten Unterströmungen in uns treiben, brechen dadurch Brücken zum andern Menschen ab, anstatt daß wir sie bauen.

Wir Frauen unseres Landes müssen Wege zur Verständigung finden und zwar mit festem Willen und warmem Herzen, aber auch mit offenen Augen und hellem Verstand. Lassen wir uns doch nicht schrecken und von einander trennen durch die tönenden Schlagworte: wie Fascist, Bolschewist, Kapitalist, Marxist, Pazifist, Patriot, Antimilitarist, Idealist und andere „isten" mehr. Seien wir vor allem Menschen, natürliche, gesunde, verständnisvolle und verständige Menschen, die im Nebenmenschen noch immer den Bruder sehen, wenn er auch im andern Lager steht, den Bruder, der nach unserer Auffassung, vielleicht in die Irre gelaufen ist, den wir aber verfolgen mit unserem warmen Interesse ohne Haß, ohne Verachtung, mit dem wir dankbar Seite an Seite gehen wollen überall da, wo es auf einem gemeinsamen Boden möglich ist, und wäre es auch nur auf der kleinsten Strecke. Verständigungsarbeit wollen wir tun, so weit wir sie nach unserem Gewissen tun dürfen. Sicher werden wir dabei immer und immer wieder vor letzte Entscheidungen geführt werden; vor Entscheidungen, die uns vor Gräben stellen, über die wir nicht hinüber dürfen. Aber das soll und darf uns nicht hindern, mit allen Frauen gemeinsam das durchzuführen, was gemeinsam durchgeführt werden kann.

Eine Amsterdamer Wohnungsinspektorin erzählt*

Sie sitzt mir gegenüber, eine kleine alte Frau, vom Typus der streng-gläubigen holländischen Calvinisten.

Ob ich nicht eine Wohnung für sie habe, — sie und ihr Mann bewohnen bis jetzt in der Altstadt ein Dachstübchen, und es lecke dort so, wenn es regne, man müsse den Regenschirm mit ins Bett nehmen. Aber sie wisse, die „Stadt" baue doch für alte Leute und „der Herr mit Seinen sämtlichen Engelscharen" würde es mir lohnen, wenn sie beide in dem Block für Betagte ein Plätzchen haben dürften. Sie habe sich auch den Block schon angesehen und herausgefunden, daß da und da eine Wohnung leer stehe. Ob sie nicht morgen kommen dürfe?

Aber so schnell geht es nicht. Zuerst muß ich wissen, wo und warum sie jetzt so schlecht wohne, muß wissen, ob sie sauber sind, (Wandlaus!), ob krank, ob sie Handel treiben oder was sonst ihre Einnahmen sind. Ob sie Kinder in der Stadt haben und ob sie ruhige oder streitsüchtige Leute sind. Darüber muß ein Rapport geschrieben werden, der zuerst der Zentrale des Städtischen Wohnungsamtes unterbreitet werden muß, sodann durch die Abteilung „Wohnungsbörse" läuft, (das ist die Instanz, wo alle städtischen Fragen und Angebote von Wohnungen zusammenkommen) und schließlich zu mir zurück gelangt mit der Genehmigung, der Familie eine Wohnung bergeben zu dürfen. Dann liegt es an der Einsicht der Wohnungsinspektorin, zu bestimmen, wo im Block die in Frage kommende Familie unterzubringen ist. Ist ein Fall sehr dringend, dann können obengenannte Formalitäten telephonisch ziemlich schnell erledigt werden, jedenfalls in ein oder zwei Tagen.

Unsere alte Freundin bekam zu ihrem Glück eine Wohnung in dem Zentrum des Blocks und zeigte ihre Dankbarkeit, indem sie mir eine Traube brachte!

Der Block besteht aus 760 Wohnungen, in diesem Fall freie, kleine Häuser mit Gärtchen vor und hinter dem Haus.

Das Zentrum wird gebildet aus ca. 80 ganz kleinen Häuschen, jedes wieder aus zwei Wohnungen bestehend, und extra für alte Leutchen gebaut, die aus den schlechten Einzimmer-Wohnungen der Altstadt hertrieben worden sind. Dieser ganze Block, wie mehrere Blocks, zusammengestellt aus je 500—1000 Wohnungen, die den Anschein von Gartendörfern haben, sind seit 1920 allmählich entstanden, um die Bevölkerung jener Viertel aufzunehmen, die von der fortschreitenden Sanierung der ältesten Stadtteile betroffen worden sind.

Die Probleme der Sanierung sind mannigfach und es fehlt mir im Rahmen dieses Artikels der Raum, weitgehend darauf einzugehen. Ich will sie nur von der direkt menschlichen Seite aus beleuchten, so wie sie an die Wohnungsinspektorin tagtäglich herankommen. In den schlechtesten Wohnungen der alten Stadt wohnen die Allerärmsten. Auch diejenigen Familien, die wegen schlechter Ordnung, Streitsucht, Trunksucht keine bessere Wohnung finden, vorausgesetzt daß der Vermieter ein Privater ist, der vielleicht 10—20 solche Wohnungen besitzt und daran verdienen will. Solche Familien versinken immer mehr im Sumpf, denn der Vermieter der schlechtesten Wohnungen kann keine Anforderungen an seine Vermieter stellen.

Ich brauche kaum zu sagen, welcher verheerende Einfluß andererseits von der schlechten und ungenügenden Wohnung ausgeht und früher oder später ordentliche Familien gleichfalls herunterzieht. In den, meist kinderreichen, Familien ist Ordnung eine unmögliche Sache. Deswegen sucht der Mann bald sein Heil im Wirtshaus. Wo kein Schlafzimmer vorhanden ist und alles Zusammenleben fortwährend den spähenden Augen aller ausgesetzt ist, geht die Moral sehr bald verloren. Dazu kommt die gesundheitlich ausgesucht schlechteste Atmosphäre, so daß allerlei Krankheit, aber vor allem die Tuberkulose, reichlich in diesen Milieus gedeiht. Auch kommt es in alten Stadtteilen vor, daß keine Aborte oder keine Wasserleitung in den Wohnungen vorhanden sind.

Kellerwohnungen gab es in Amsterdam im Jahre 1874 5000, in 1926 noch 1000. Seit Inkrafttreten des Wohnungsgesetzes vom Jahre 1902 hat man nun in ganz Holland energisch angefangen mit Unbewohnbar-Erklärungen und zugleich mit Stadterweiterung und seit 1919 mit Neubau von Arbeiterdiertelen in großem Rahmen.

Ein großes Erziehungswerk

hatte damit angefangen. Die Slumbewohnerschaft, — und sie nicht allein! — mußte in gesunde und geräumige Wohnverhältnisse gebracht werden. Für die bessere Art Familien gelang das ziemlich bald, obwohl im Anfang doch immer wieder Fenster eingeschlagen, und junge Pflanzen in den Gärtchen einfach ausgerissen wurden. Hier besteht die Aufgabe der Inspektorin hauptsächlich im guten Rat erteilen wegen der richtigen Ausnützung der Wohnung. Vielfach kommt es nämlich vor, daß eine an Minima gewöhnte Hausfrau einfach ein Zimmer in der neuen Wohnung zu schließen gedenkt, oder, was noch schlimmer ist, eine Verwandte oder gar Fremde zu sich ins Haus nimmt. Das ist nicht die Absicht der modernen Wohnpolitik und würde geradezu zu neuer Ueberfüllung und Slumbildung führen!

Ein weiteres, sehr wichtiges ist: zu bestehen auf regelmäßiger wöchentlicher Zinszahlung. Die etwas höhere Miete (7—15 Frs. pro Woche gegenüber 3—6 Frs. in alten Wohnungen) erhöht aber auch das Gefühl, daß eine gute Wohnung ein Opfer wert sein muß und nicht zu den letzten, sondern zu den allerersten Ausgaben gehören soll.

Wollten im Anfang viele Leute wieder in die alten Verhältnisse zurück, und wurden sie fast ausnahmslos in den neuen Wohnungen krank, (nicht wegen Ungesundheit, sondern aus rein psychischen Gründen!), so konnte man nach Verlauf eines Jahres sehen und hören, daß sie nicht mehr daran dächten, wieder zurück zu gehen. Die ganze Familie hatte einen sichtbaren Aufschwung erlebt.

Für eine normale Familie haben diese Wohnungen ein Wohnzimmer, 3 Schlafzimmer (für Eltern, Buben und Mädchen), eine kleine Küche und W. C.; dazu noch einen Verschlag, meist auf dem Estrich.

(Schluß folgt.)

* Vergl. „Frauen als Häuserverwalterinnen" in der vorhergehenden Nummer.

Ein gefährliches Spiel

Zur neuen Politik der Nahrungsmittelpreise *

Von Elsa F. Gasser.

Jedermann weiß, daß die letzte Phase unserer Preispolitik mit dem 26. September 1936 ihren Anfang genommen hat. Die scharf betonten Worte unseres damaligen Bundespräsidenten in seiner bekannten Radiorede: „Der Franken bleibt ein Franken" bildeten sozusagen das begleitende Trommelfeuer zu dem, was von allem Volk als Kriegserklärung an jegliche Teuerungstendenz gedeutet wurde. Um gerecht zu sein und keine übertriebene Forderungen bezüglich „Worthalten" zu stellen, muß man allerdings eines zugeben: allem Anschein war jenes nun geflügelte Wort auch etwas zur Beruhigung solcher Leute gedacht, die da glaubten, für jeden Franken bekäme man nunmehr von der Nationalbank nur noch 70 Rappen, jedes Sparguthaben würde auf 70 Prozent seines Nennwertes abgestempelt u. s. f.; es soll derer nicht wenig im Schweizerland gegeben haben, die sich den Ablauf der Abwertungsoperation in dieser Art vorstellten.

Aber wie dem auch sei, die überwiegende Mehrheit des Schweizervolkes sah in der feierlichen Zusicherung des Bundespräsidenten einfach die Gewähr dafür, daß die Preise im Inland, nicht oder nur unwesentlich steigen würden. Und die nachfolgenden städtischen Verordnungen über Preisänderungsverbote, die Einsetzung der Preiskontrolle mit sehr weitgehenden Befugnissen schienen die selbstverständliche praktische Konsequenz. Freilich gab es damals schon genug Leute, die den Kopf schüttelten. Paragraphen gegen lebendige Wirtschaftsströme? Wann sind sie je durchgedrungen? Umso begieriger wartete man

* Wir haben die in der Frage der Preisbildung ganz besonders sachkundige Verfasserin gebeten, über die Milchpreisfrage zu orientieren. Ihre nun weit umfassendere Betrachtung meldet uns viel Aufschlußreiches. Der Artikel soll zur Orientierung dienen, er ist nicht als Stellungnahme unseres Blattes gedacht. Die heutige Lage bringt es aber mit sich, daß wir Frauen uns weiterhin noch sehr wesentlich mit „Käuferinnen-Politik" zu befassen haben werden, und daß wir nicht tatenlos der Preisbildung, wie sie sich nun für die unumgänglich nötigen Lebensmittel zu entwickeln begonnen hat (ohne die Mitarbeit der Frauen!), zusehen können. Red.

---

müßte der Aberwitz mit welchem derselbe rings herum geht, schon ein hinlänglicher Spaziergang sein), sondern indem er den Einblick ermöglicht, vertieft er ihn ins Unabsehbare, gibt er uns das Geleite.

„Gott zu erwähnen, war nicht nötig. Es bereitet mir, (hier spricht Rilke), oft jetzt eine unsägliche Genugtuung, ihn zu schonen — von etwas ganz Bewegendem zu handeln und ihn doch nicht zu bemühen." Trotz dem gewissen Dämpfer, den (wie R. von Salis berichtet) Rainer Maria Rilke in seinen reifsten Werken dem Ausdruck seiner Religiosität aufgesetzt hatte, war diese durch alle Wandlungen hindurch das wesentliche Lebenselement seiner Seele geblieben. Aus dem Gedächtnis wiederholt der Biograph kurze Aufzeichnungen zu einer Rede „Ueber die Gegenliebe Gottes", die Rilke zu halten keine Gelegenheit fand. Sie sollte spontan aus ihren Grundgedanken entstehen, im freien Vortrag, der Beziehung gehorchend, die zwischen dem Redner und seinem Hörer eintreten würde. Die eigentliche Leistung des Gottsuchenden hieß es dort ungefähr, sei die Bejahung, „das große Ja" zu der Gesamtheit der Dinge und Erscheinungen. Zu dieser Gesamtheit aber müßten, zunächst ununterscheidbar, auch die Werke Gottes gehören. Gott müsse in dem „großen Ja" irgendwo inbegriffen sein. Allein der Suchende und Ringende könne ihn nur finden, wenn die Gegenliebe Gottes wirke und ihm entgegenkomme. Dieses „große Ja" des Gottsuchers Rilke muß man sich allumfassend vorstellen. Auch noch das Schrecklichste und das Verworfenste ist daran teilhaftig. Sonst wäre der unbeirrbare Blick und die sichere Hand, die er auch noch diesen Untergründen der Kreatur zuwandte, schlechterdings unerklärlich. Selbst das Dämonische und das Satanische will im Buch der Schöpfung gelesen und begriffen sein. Auch dieses noch ausgehalten und registriert zu haben, war die stärkste Seite von Rilkes Genie, die ihn immer und immer wieder vor seiner eigenen Weichheit gerettet hat."

Das mehr als 200 Seiten umfassende Buch muß nun dem Leser in die Hände gelegt werden. Mir aber möge noch gestattet werden, einige Sätze aus dem Schlußkapitel hervorzuheben. „Sonntag, den 2. Januar 1927, waren die Freunde des Dichters, die die Reise nicht gescheut hatten und eine trauernde Welt vertreten mußten, in dem kleinen Wallisier Bergdorf versammelt. Ohne Gepränge, ohne offizielle Ehrung wie es sich für einen in seinem Leben fern von allen irdischen Eitelkeiten wohnenden Toten geziemte, wurde Rainer Maria Rilke zur Erde gebettet. Das Wallis ist voller Glockengeläute eigentlich voller Glockenspiel und Melodie. Fast erschrocken schaut das Auge zu den Türmen, wo Männer schwindelfrei auf den Glocken stehen und über die Turmmauern hinausschwingen. Im Auftrage des Schweizerischen Schriftstellervereins und der Schweizerischen Schillerstiftung sprach Eduard Korrodi Worte der Rührung, der Trauer und des Abschieds: „... Ein paar Menschen nur stehen wir am Grabe des doch von ungezählten Menschen geliebten Dichters." Und ein paar Zeilen weiter lesen wir: „Wenn ich in irgend welchem Namen ein gefühltes Wort wage, in welchem Auftrag dürfte ich es denn, wenn nicht im Namen der Namenlosen, die einer Stimme, sei sie noch so unzulänglich, trauernde und liebende Empfindung anvertrauen, dem Toten in die aufgewühlte Erde nachrufen möchten, daß Liebe, „die die Welt überwiegt", unverbrüchlich an ihm hängt, an ihm, der aus Großmut nie versäumte. Menschen auf- und anzunehmen, die nun über sein Nichtmehrsein mit der ihn übertönenden und überdauernden Fuge seines Werkes sich müssen trösten lassen." In Zürich sprach Robert Faesi in einer Gedenkrede Worte, deren fein abgewogene Wahrheit, früher als alle Forschung, dem Bild des Dichters seine gültige Prägung verlieh: „Verhehlen wir uns nicht: dieses Leben war Passion — ein schweres Dasein hat er leise, aber innig bejaht. Wesien Geburt unter solchen Gestirnen stand, der ist zum Dulder bestimmt. Wie sehr er Dulder war, hat er auf eine unsäglich vornehme, stolz-bescheidene, demütig-keusche Art verhehlt. Wo seine Dichtung Elegie ist: Klage, klagt sie um die Welt, nicht um ihn."

Was an den Nachrufen, Reden und Totenklagen auf Rainer Maria Rilke — mögen sie kommen von wo und von wem auch immer — am meisten auffällt, ist ihre wahrhaft erkaunliche Einheitlichkeit. Die verschiedensten Menschen, in der Tat, sagen Aehnliches, wo nicht Gleiches aus über Art und Wesen dieser einmaligen Seele, dieses beglückenden Dichters, seiner wunderbar ausgewogenen Menschlichkeit und seiner unfaßlich verfeinerten Kunst. Alle bezeugen daß er seine Zeitgenossen Dinge sehen, Bezüge erkennen, Köstlichkeiten lieben, Abgründe ahnen, geheime Wege der menschlichen Psyche endecken gelehrt hat, und daß er dies mit einer unbedingt sicheren unwiderstehlich sanften Gebärde hat. „Der Tote blieb unter den Menschen (schließt J. R. von Salis) wie ein Wegweiser, wie ein Tröster und Lehrer, wie ein unnachahmliches Beispiel, dem nachzuahmen nicht möglich und nicht nötig ist — wenn nur die Richtung, in die er gewiesen hat, einen stillern Bezirken des menschlichen Geistes und Herzens, die sein Wundergarten waren, bekräftigend zu Gute kommt."

Regina Ullmann.

Der königliche Tropfen

Ein heiteres Märchen.

Von Freddy Ammann-Meuring.

(Schluß)

Ein Geräusch schreckte sie auf. Da stand der junge Bauer vor ihr, er war soeben vom Pferde gesprungen. „Man sollte nicht so lange im Freien sitzen, wenn man den Schnupfen hat", sagte er, „erlaubt mir, daß ich meinen Mantel um Euch lege. Ihr könntet sonst erkranken." Damit schnallte er vom Sattel eine Rolle ab. Sie war so verblüfft, daß sie sich willig in seinen Mantel hüllen ließ.

„Es wird Nacht" fuhr er fort, „und bis zum Schloß ist's eine gute Strecke. Ihr werdet im Finstern den Weg kaum mehr finden. Darf ich Euch mein Pferd anbieten und Euch heimführen?"

Erst jetzt fand sie Worte: „Nein, nein," wehrte sie ab, „nie will ich zurück, mir graut's vor dem Palast."

„Aber, Ihr könnt doch nicht die ganze Nacht im Walde verbringen!"

„Ich will nicht mehr zurück" antwortete sie törricht. „Es ist mir ganz egal, ob ich krank werde."

„Das ist sehr töricht" erwiderte er.

Sie flammte auf: „Was unterstehst du dich! Solches hat mir noch nie ein Mensch gesagt!"

„Das ist schade" meinte er ruhig. „Soll ich es Euch beweisen, daß Ihr töricht seid?"

Ihre Augen sprühten: „Meine Minister rühmen mich Tag für Tag und meinen, es gäbe keine Klügere auf Erden."

Er lächelte: „Und Ihr habt es geglaubt? Da ist schon der Beweis."

auf die „konstruktiven" Lösungen, auf Befreiung der Wirtschaft, auf radikale Importerleichterungen und Zollsenkungen, die die natürliche Unterstützung der Anti-Teuerungs-Kampagne bedeuten würden.

Und was geschah? Der Bund konnte sich zu radikalen Maßnahmen der letztgenannten Richtung nicht entschließen. Dafür brachte er Millionenbeträge an „Ueberbrückungszuschüssen" (Getreide) auf, hob einige Einfuhrbeschränkungen auf, verzichtete vorübergehend auf einige Zölle und verließ sich im übrigen auf die Preiskontrolle. Mit Genugtuung wies man von Bern auf den Lebenskosteninder hin, der sich recht artig benahm: „nur" 2 Punkte Steigerung gegenüber der Vorabwertungszeit, (allerdings immerhin schon 6 Punkte gegen den Tiefstand im Mai 1935). So gingen glücklich 3, 4 Monate vorbei. Und jetzt hat es ganz den Anschein, daß die Regierung sich durch diese Periode der Preisstillhaltung vollauf gerechtfertigt fühlt, daß sie keine Bedenken mehr hat, nun eine Wendung in der Preispolitik — natürlich nach oben! — eintreten zu lassen, ja, daß sie von Anfang an, die nun verflossenen 4 Monate bloß als eine Uebergangsperiode betrachtet hat.

Ein paar „angenehme" Neuigkeiten.

Fleischaufschlag, Teigwarenaufschlag, Brotaufschlag, Milchaufschlag, Butteraufschlag, Käseaufschlag — das sind die wie Hammerstöße sich folgenden Tagesneuigkeiten. Und besonders uns Frauen ist es ganz klar, daß es damit nicht sein Bewenden hat. Wo wir in einen Laden eintreten, sagt man uns: „Ja, nächstens sind die Preise 10, 15, 20, ja 30 Prozent höher", „diese Ware bekommen Sie nie mehr in der gleichen Qualität, vom Preis nicht zu reden", „die Preise, die wir im Großeinkauf zahlen müssen, sind höher als die, zu denen wir Ihnen heute noch verkaufen" — und was dergleichen angenehme, aber wahre Sprüche mehr sind. Als jemand, der sich lange Jahre praktisch mit der Herstellung von Inderzahlen befaßt hat, zweifle ich nicht daran, daß wir von diesen Vorgängen im Lebenskosteninder — selbst bei allem guten Willen der staatlichen Statistik — keinesfalls alles und das erfaßbare mit reichlicher Verspätung zu sehen bekommen. Aber das Haushaltungsbuch läßt sich nicht betrügen. Manche Familie, die jetzt schon nur mit Mühe die vier Enden zusammenbrachte, wird sich unlösbaren Problemen gegenüberstehen, sowohl was ausreichende, gesunde Ernährung als auch was Kleidung, Heizung und hundert kleine Dinge anbelangt. Das Gespenst der Not geht um — und dahinter steht das Gespenst sozialer Kämpfe auf.

Muß das sein? Gibt es wirklich keinen andern Weg, als den, den die Regierung heute geht, weil er der Weg des kleinsten Widerstandes zu sein scheint? Zu sein scheint — denn man könnte sich über den Widerstand der Käufermassen noch bitter täuschen! Es braucht nur einen geringen Anstoß, es braucht nur den berühmten Tropfen, der den Becher zum Ueberlaufen bringt — und der Konsument wird sich mit allen Mitteln zur Wehr setzen, die er zur Verfügung hat. Wir leben ja nicht in einem autokratisch regierten Land, in dem jeder Akt der Regierung nur mit Lobeshymnen beantwortet werden darf.

Der Milchaufschlag.

Freilich ist ganz besonders die Hausfrau verständig genug, um nichts Unmögliches zu verlangen. Gewisse Aufschläge wird auch sie als unvermeidbar akzeptieren. Andere aber umso schärfer ablehnen. Wie steht es vor allem mit der Milch? Da darf ruhig gesagt werden, daß auch die ärmste Stadtfamilie dem Bauern eine kleine Erleichterung gönnt; die meisten wissen ja, daß der Preis, den der Bauer erhält, auch nach dem Aufschlag fast nicht über dem Vorkriegspreis stehen wird, was man von den wenigsten andern einheimischen Waren behaupten kann. Für die aber, die meinen, die Bauern hätten angesichts der schwierigen Lage mit ihren Begehren noch ruhig etwas zuwarten können, sei gesagt, daß die Forderung eines Aufschlages schon aus der Zeit vor der Abwertung stammt und nur zeitweise „zurückgestellt" wurde. Bekanntlich soll nun von den 1½ Rappen Aufbesserung des Produzentenpreises für Frischmilch der Milchtrinker einen Rappen — und das sind immerhin an 10 Millionen Franken jährlich — auf sich nehmen; den restlichen halben Rappen sollen die Milchverbände bei der Verteilungspanne (die bekanntlich im ganzen rund 50—60 Prozent des Preises der Bauern beträgt), irgendwie einsparen. Daß sie noch einiges mehr einsparen könnten, hat die Eidgenössische Preisbildungskommission schon vor rund 10 Jahren festgestellt und hat ihnen Herr Duttweiler vor einigen Wochen nochmals genauer vordemonstriert. Angeblich geht es nicht wegen der verwöhnten Hausfrau ... Sie will und will auf „ihren" besondern Milchmann, auf die Lieferung zu bestimmter Zeit einfach nicht verzichten, und solange sei eine rationellere Milchverteilung eben nicht möglich. Ich habe mir schon vor 10 Jahren zu den gleichen Einwänden in einer Besprechung des „Milchberichtes" in der „Neuen Zürcher Zeitung" folgendes zu sagen erlaubt:

„Es ist meine feste Ueberzeugung, daß der Konsument hier wieder einmal etwas angeschwärzt wird. Es würde sich im Ernstfall viel besser erweisen, als sein Ruf ... Freilich darf man nicht — wie dies mehr als einmal schon geschah — von der Hausfrau Taten gegen vage Versprechungen eintauschen wollen. Zug um Zug, Preisverbilligung gegen Mitarbeit des Konsumenten heißt es auch in der Milchpreisfrage."

Und heute sage ich mit Ueberzeugung nochmals das gleiche: man gebe den Frauen einen wirklichen Preisvorteil als Gegenwert und sie werden sich nur zu rasch anpassen! „Zu rasch" — denn es stimmt schon, daß eine durchgreifende organisatorische Verbesserung der Milchverteilung durch Quartiereinteilung, Verlegung der Milchlieferungen teilweise auch auf den Nachmittag und Abend usw. da und dort zu Einschränkungen und zu Vereinfachungen des Apparates führen muß. Obschon ja manches ohne Entlassungen möglich ist (besonders angreifbar ist die bisherige Rechnung der Milchverbände bei der sogenannten Regulierungsspanne) und es übrigens gerade kein Unglück wäre, wenn der eine oder andere Milchmann seine Kunden nunmehr wieder per Dreirad oder gar mit dem braven Hundegespann bedienen würde, statt mit dem Auto.

Mindestforderung: Verbilligung für abgeholte Milch!

Fürchtet man aber trotzdem zu schwere Folgen für die im Milchhandel Tätigen, so gibt es ja immer noch den goldenen Mittelweg, den ebenfalls einsichtige Leute längst vorschlugen, der von den Behörden und den Verbänden immer wieder „geprüft" wurde und um den es seither merkwürdig still geworden ist: obligatorische Abgabe der Milch im Laden oder in der Molkerei um 2 Rappen billiger wie in Basel. Damit wäre jenen geholfen, die es am nötigsten haben und die Belastung für den Milchverkäufer wäre doch geringer als bei durchgehender Abwälzung des Preisaufschlages auf die Handelsspanne. Solange diese Minimalforderung nicht erfüllt ist — und zwar so erfüllt, daß tatsächlich in jedem Milchladen die Verbilligung eingehalten wird — solange dürfen wir die neueste Ordnung der Dinge in Sachen Milch als ungerecht und als untragbar ablehnen.

Die erhöhten Butter- und Käsepreise.

Noch kräftigere Worte wären zu sagen zur angekündigten Käsepreiserhöhung um 30 Rp. und zur Butterpreiserhöhung um 50 Rappen. Butter zahlen wir ohnehin am teuersten in der ganzen Welt. Bei Käse wird allgemein als empörend empfunden, daß die genaue Umrechnung des ganzen Milchaufschlages auf den Käsepreis nicht 30 sondern 24 Rappen ausmacht, daß man also nicht nur die Zwischenspanne nicht einen Teil des Aufschlags mittragen lassen will, sondern sie gleich noch um „lumpige 6 Rappen" aufzubessern wagt, und sei es auch zugunsten des Bundes. Aber hier sind wir nicht bange. Die Hausfrauen werden sowohl bei Butter wie bei Käse sehr handgreiflich als Käuferinnen (oder besser als Nicht-Käuferinnen) zu protestieren wissen und die Herren an den Käseunions- und Butyra-Ratstischen werden sich bald überzeugen können, ob ihre schöne Rechnung glatt aufgeht.

Kampf ums gesunde Brot.

Es ist aber noch eine andere, eine noch wichtigere Rechnung zu prüfen: die des Brotes. Wir alle wissen, daß die Schweizer Frauen in erdrückender Mehrzahl das neue Volksbrot mit Genugtuung — weil es einen gesundheitlichen Fortschritt darstellt — und mit Erleichterung — weil es wenigstens diesen einen wichtigen Posten der Nahrungsausgabe im Preis unverändert läßt — begrüßt haben. Allen Skeptikern zu trotz sind 60 bis 70 Prozent aller Schweizer Familien — Westschweiz eingeschlossen! — sofort zum Konsum des neuen Brotes übergegangen. Und nun wird ihnen gerade daraus der Strick gedreht! Nun soll ihnen dieses gute, billige Brot einfach wieder genommen werden!

Weil der Bundesrat sich über die Anpassungsfähigkeit des Schweizer Konsumenten getäuscht hat (zum wiedielten Male?), weil er heimlich damit rechnete, daß nur 20 Prozent und nicht 70 Prozent des Schweizervolkes sich zum dunklen Brot bekehren, will er heute einem volkshygienischen Fortschritt, auf den wir viele Jahrzehnte warten mußten, selber den Fußtritt versetzen. Anders kann man es nicht nennen, denn offenbar bedeutet die Verringerung der Spanne zwischen Volksbrot- und Halbweißbrotpreis auf nur noch 4 bis 5 statt 10 Rappen eine Sabotierung des ganzen Planes, die Bevölkerung an das gesündere Brot zu gewöhnen. Daß zugleich die Verteuerung auch des billigsten Brottyps um 5 Rappen — eigentlich sind es sogar 10 Rappen, da das bisher zu 30 Rp. fast überall verkaufte „Bauernbrot" in Wegfall kommt! — für unzählige Familien eine ungerechte „Armutssteuer" bedeutet, versteht sich von selbst. An einzelnen Orten (und gerade in den Berggegenden, wo die bedürftigsten und Brotbedürftigsten Familien wohnen) ist ja der Brotpreis noch viel höher.

Es ist allerdings vollständig wahr, daß der Müller nicht wie bisher den Verlust am dunklen Mehl allein tragen kann, wenn er sich am weißen Mehl zu wenig erholt. (Das war ja die ursprüngliche „Spekulation" des Bundes.) Aber dann soll der Bund zumindest bis zum Zeitpunkt, da die allgemeine Wirtschafts- und Lohnlage sichtbar gebessert ist, ruhig den Verlust auf sich nehmen (hat er nicht lange Jahre hindurch für alles Brot unterschiedslos Subventionen gegeben, sogar für Wegali und Patisserie!); die dazu nötigen zirka 7—8 Millionen Franken sind besser angewandt als manche andern in bodenlose Löcher getöpften und ebenso runden Millionen ... Dies wird man von der Regierung umso eher verlangen dürfen, als es zweifellos ihr selbst zur Last fällt, daß im Zeitpunkt der Abwertung im Lande sozusagen keine Getreidevorräte vorhanden waren und die Wucht der Hausse sich deshalb fast übergangslos auf uns überträgt. Oder dann sollten zu allermindest, wenn die finanziellen Bedenken unüberwindlich sind, alle Sorten Brot im Preis um 2—3 Rappen erhöht werden, die Spanne zwischen Volksbrot und Weißbrot aber unverändert bleiben, damit das gesunde Brot nicht auf unverantwortliche Weise aus dem eben eroberten Terrain wieder verdrängt werde.

*

Nein, die Schweizer Hausfrauen haben wahrlich keine Ursache, der neuen Phase der „Berner Politik" Loblieder zu singen. Es muß sich an den bekanntgegebenen Regierungsbeschlüssen schon mancherlei kräftig ändern, bis die allgemeine Mißstimmung sich wieder legen kann und die Konsumentinnen wieder friedlicheren Dingen, als es z. B. ein Käuferstreik wäre, nachzusinnen beginnen.

Eine Mutter

Am 24. Januar hat Ernst Zahn seinen 70. Geburtstag gefeiert. Bei diesem Anlaß haben viele unserer Blätter würdigende und glückwünschende Zeilen gebracht. „Mein Elternhaus" stand als Titel über einem Artikel, den der weitbekannte Schriftsteller selbst in der „Nationalzeitung" veröffentlichte. Ihm entnehmen wir die folgenden Zeilen:

„Wenn ich es mir genau überlege, so tritt meine hohe, ernste, blasse und strenge Mutter früher in mein Bewußtsein als der Vater. Naturgemäß war dieser von Geschäft und Außendingen mehr in Anspruch genommen, die Mutter zunächst allein Hüterin und Erzieherin der Kinder. Das erste, stärkste und bleibende Empfinden, das diese Mutter mir gab, war das eines restlosen Geborgenseins. Ihre Liebe war nie spielerisch, tändelte nie, scherzte kaum, war still und wortkarg. Die nicht Klebliche, sondern im Wesen und Aeußern im wahren Sinne schöne Frau, Herrin stets ihrer Gedanken und ihrer Worte, stark und mutig in Gefahr, erweckte einem in hilfloser Zeit, besonders in kranken Tagen, so viel innere Ruhe, daß man sich mit einem Behagen und einer Dankbarkeit ohnegleichen in ihre Obhut sinken ließ. Diese Empfindung fand ihre Dauer und ihre Bestätigung durch ein ganzes Leben. Keiner der großen Lebensentschlüsse wurde ohne Rateinholung bei der Mutter gefaßt, und noch in jenen späten Tagen, da Frau Anna sich als Witwe in die Stube eines Asyls zurückgezogen, trug der Sohn seine Briefe, seine Sorgen, seine Freude hinauf zur Mutter. Die Rollen waren getauscht, der mitten im Leben stehende Sohn jetzt oft der Berater der jenem entflohenen Mutter, aber zwischen den beiden schwebte ein Wunderhaftes, Schwerzudeutendes, eine Heimatluft, in der beide gleich ruhesam atmeten, in der die Gewißheit gänzlicher Zusammengehörigkeit eine Sonderatmosphäre schuf, die die Gesellschaft anderer Menschen nie zu ersetzen vermochte.

In solcher Verbundenheit von Mutter und Kind lag die Erklärung dafür, daß ich, früh der Obhut der in Zürich wohnenden Großeltern übergeben, während die Eltern damals einen Gasthof in Sierre (Wallis) führten, zur Zeit der Ferien zu Hause kaum von der Mutter wich und vor der Wiederabreise tagelang schon Tränen vergoß. Dabei war ich nicht etwa ein Mutterkind im gewöhnlichen lächerlichen Sinn, sondern um zu großer Weichheit willen oft streng gescholten.

Mir ist durchaus klar, daß trotz aller seiner männlichen Eigenschaften und jeden Mangels von Pantoffelheldentum mein kluger, energischer Vater in ähnlicher Weise im Banne und unter dem Einfluß der Mutter stand."

Fünfundvierzig - - und froh darüber

Von Sarah Addington.

Sicher ist der fünfunddierzigste Geburtstag einer Frau ein Markstein in ihrem Leben. Vielleicht eilst du daran vorbei und tust, als denkest du nicht dran. Vielleicht wirfst du einen flüchtigen Blick zurück, zitterst innerlich ein wenig und schwankst. Vielleicht auch stehst du einen Augenblick still, schaust ihm klar ins Gesicht, lächelst oder machst eine Grimasse und gehst weiter.

Welche Haltung du immer einnimmst, du weißt genau, was dieser Markstein bedeutet. Wir wissen es alle. Er heißt klar und deutlich: Meine Liebe, du bist nicht mehr jung. Fünfunddierzig ist 45. Du magst es wegblufen, fortlachen, du magst jung aussehen, dich jung fühlen, dich jung benehmen, du bist doch nicht mehr jung. Du stehst in den mittleren Jahren, „im besten Alter". Was sagst du dazu?

Ja, was sagen wir dazu? Oder besser: was empfinden wir dabei? sind wir ängstlich? Erschreckt? Grollen wir? Oder empfinden wir unser Alter nun, da wir drin stehen, wie ein altes, geliebtes Kleid, bequem, praktisch, vertraut?

Ich werde im April 45 werden und ich fühle diese 45 Jahre recht gern auf mir. So, wie ich meinen alten Tuchmantel gern auf meinen Schultern fühle. Er sieht nicht mehr sehr neu aus, aber ich bin an ihn gewöhnt. Er steht mir, er wärmt und schützt mich. Wir sind Freunde, mein Mantel und ich.

Nicht, daß ich all die unfreundlichen Seiten des Alterwerdens nicht kennte ... Zähne werden schlecht, Haar fällt aus — eine stärkere Brille muß her; man wird zu dick oder zu dünn, Münzelchen künden sich an und, du meine Güte, ist das Rheumatismus, was sich da beim Gehen fühlbar macht? Unangenehme Ueberraschungen! Noch unangenehmer ist die Tatsache, daß es nicht mehr möglich ist, den älteren Körper wie früher aufzupeitschen. Immer noch leistet man

Gegen chronischen
Bronchialkatarrh
und Husten
nahm ich mit Erfolg Silphoscalin-Tabletten. — Starke Absonderung des sonst so zähen Schleimes, Appetitsteigerung, Durchschlafen in der Nacht, Husten und Atmung bedeutend leichter. Mein Arzt rät, Silphoscalin weiter zu nehmen. H. W. in Nbg. Durch das ärztlich empfohlene Silphoscalin kann die Hoffnung vieler Bronchitiker erfüllt werden. — Packung mit 80 Tabletten Fr. 4.— in allen Apotheken erhältlich, wo nicht, wende man sich an die
Apotheke E. Streuli & Co., Uznach (St. Gallen)
Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift. (c2523

Sie wurde rot und senkte die Wimpern. „Dies ist das zweite Mal, daß du mir etwas sagst, das mir kein anderer zu sagen wagte. Ich glaube, du bist klug."

„Ich kann ebensogut töricht sein", meinte er, „das ist sehr schwer zu trennen. Wenn wir klug zu handeln glauben, gehen wir meistens irre, und unsere Torheiten entspringen häufig unserer tiefsten Weisheit.

„Nun", erwiderte sie, „dann ist es am Ende dennoch klug, wenn ich nicht in meinen Palast zurückkehre."

„Gewiß, aber es ist Euch selber unbekannt, weshalb es klug ist."

„So sag' es mir."

Er setzte sich auf einen Baumstumpf. „Der Hof ist Euch in diesem Augenblick verhaßt, weil sich an Eure gewohnte Umgebung, die Euch lieb war, eine unangenehme Erinnerung knüpft; weil Eure Eitelkeit verletzt wurde, weil Ihr Euch gedemütigt glaubt."

Sie lächelte: „Das stimmt. Und dies soll töricht sein?"

„Gewiß. Der Wert eines Menschen wird nicht durch eine Aeußerlichkeit getrübt."

„Auch das ist wahr. Aber wo liegt nun die verborgene Klugheit?"

„Die liegt darin", antwortete er, „daß Ihr an diesem unbedeutenden Zwischenfall die Verlogenheit Eurer Umgebung erkanntet und Euch zum ersten Male davon bewußt wurdet, wie einsam Ihr seid."

Ergriffen schaute sie ihn an: „Das erlebte ich wirklich. Was bist du für ein Mensch, daß du um mein Verborgenstes weißt?"

„Ich würde das in Eurer Lage gedacht haben," sagte er einfach.

„Merkwürdig," staunte sie, wie uns häufig das unbedeutendste Ereignis zu der tiefsten Erkenntnis führt."

„Und noch merkwürdiger," fuhr er fort, „wie bedeutend oftmals ein Ereignis ist, das wir für unbedeutend halten."

„Ja," antwortete sie und schaute ihn aufmerksam an, „auch ich bin bald geneigt, zu glauben, daß dieser Augenblick für mich bedeutungsvoll gewesen sei. Denn es scheint mir, daß ich heute das Kostbarste fand, das man auf Erden finden kann."

Er lächelte: „Was denn?"

„Einen Menschen, der mir die Wahrheit sagt."

„Das ist doch selbstverständlich."

„Für dich vielleicht. Mir ist es das größte Wunder."

Er schaute nachdenklich vor sich hin: „So hat Euch offenbar noch nie ein Mensch gehaßt und nie ein Mensch geliebt."

„Wieso?"

„Weil es zwei Zungen gibt, die uns die Wahrheit sagen: die des Feindes, der uns haßt, und des Freundes, der uns liebt."

„Es mag stimmen," sagte sie. „Willst du mein Freund sein?"

„Ich bin es längst."

„Willst du mit mir an den Hof kommen und mein Berater werden?"

„In welcher Eigenschaft?"

Sie zögerte: „Als mein erster Minister."

Er schüttelte den Kopf: „Ich herrsche auf meinem Hof. Ich will kein Diener sein."

„Auch nicht der meine?"

„Erst recht nicht."

„So willst du König werden?"

„Nein, ich danke."

Sie starrte ihn fassungslos an: „Du willst nicht König sein? Weshalb denn nicht?"

„Weil ich einen König für überflüssig halte."

Jetzt schlug sie die Hände zusammen: „Da hört doch alles auf! Ich halte einen König für das Notwendigste und Wichtigste auf der Welt."

„Er ist höchstens ein notwendiges Uebel," lacht er, „und sollte überflüssig sein."

„Weshalb denn?"

„Weil nur der Unmündige einen Beherrscher braucht. Ein reifes Volk kann sich selbst regieren."

„So wäre am Ende auch ich überflüssig?"

„Als Königin vielleicht. Es scheint mir, daß Ihr versuchen solltet, Euch darüber klar zu werden."

„Wie kann ich das?"

„Indem Ihr die Bedürfnisse Eures Volkes kennen lernt," erwiderte er.

„Darüber halten meine Minister mir doch täglich lange Vorträge!"

„Die nützen Euch nichts. Man muß die Art des Volkes selbst erleben."

Sie stützte den Kopf in die Hände: „Wie kann ich das?"

„Indem Ihr als Mensch unter Menschen lebt. Indem Ihr arbeiten, indem Ihr dienen lernt."

„Dienen? Ich, eine Königin, soll dienen lernen?"

Er nickte: „Das dünkt Euch seltsam? Glaubt Ihr, daß Einer je ein guter Herrscher sein kann, der nicht dienen lernte?"

„Vielleicht. Aber du warst doch vorhin so stolz. Du seiest Herrscher auf deinem Hof und wolltest nicht zum Diener werden."

„Man dient der Erde leichter, wie den Menschen," sagte er.

„So dienst auch du?"

„Selbstverständlich. Das Dienen ist doch überhaupt des Lebens Sinn."

Sie legte die Hand auf seinen Arm: „Ich möchte aber nur Einem dienen, der über mir steht."

Er lächelte: „Kann man denn einem Größeren dienen als dem Schöpfer?"

Sie seufzte: „Aber die Arbeit, die du tust, dünkt mich so klein. Ich möchte Großes leisten."

Er sah sie gütig an: „Das Große baut sich auf aus tausend Kleinigkeiten. Man kann auch groß sein, wenn man Kleines tut. Es kommt nur darauf an, daß wir die Ziele sehen."

Sie nickte ernst: „Ich möchte arbeiten lernen. Willst du mein Führer sein?"

„Wird meine Königin sich führen lassen?"

„Ich glaube, daß du weiter schaust, wie ich. Drum kann ich auch auf deinen Wegen gehen."

Da reichte er ihr die Hand: „So kommt mit mir."

Sie aber legte den Kopf auf die Seite und schaute ihn schelmisch an: „In welcher Eigenschaft?"

„Nun," meinte er, indem es um seine Mundwinkel zuckte: „zuerst darfst du die Gänse hüten. Dann will ich sehen, ob ich dir vielleicht mit der Zeit den Hühnerhof anvertrauen kann."

„So," sagte sie. „Und kommt es auch vor, daß ein Bauer seine Gänsemagd heiratet?"

„Es kann geschehen," erwiderte er im gleichen Ton. „Er wird zuerst feststellen müssen, ob sie den Sinn der Ehe kennt."

„Das ist doch sehr einfach," meinte sie. „Man heiratet, um glücklich zu sein."

„O nein", wehrte er fast erschrocken ab, „wenn man das glaubt, wird man es niemals werden."

„Wirklich? Was ist denn der Ehe Ziel?"

„Erzogen zu werden," sagte er ernst.

Sie stand dicht vor ihm: „Ich glaube, daß ich das sehr nötig habe."

„Na", meinte er, „dann wollen wir's in Gottesnamen wagen."

Damit hob er sie auf sein Pferd und ritt mit ihr nach Hause.

eine gute Tagesarbeit, aber man muß seine Kräfte mehr zusammennehmen und für genügend Schlaf sorgen.

Dies ist jedoch nicht das Schlimmste an den mittleren Jahren. Der Tod beginnt, sich bemerkbar zu machen. Eine geliebte alte Tante stirbt, ein guter Onkel, vielleicht ein Kind, der Mann... du erfährst, was Kummer ist. Ein Kind wird dir krank, eines ist schwierig, es fehlt an Geld, sie zu schulen, der Mann muß zu hart arbeiten und kommt nicht vorwärts. Stehst du selbst im Beruf, so befriedigt er dich nicht mehr recht, du erfährst Zurücksetzungen, möchtest größere Wirksamkeit, mehr Selbständigkeit.

Dann die unpersönlichen Schwierigkeiten. Die Welt hat dich enttäuscht. Die Jugendideale sind unerfüllbar. Es gibt sogar wieder Kriege... Die Jungen sind so anders!

All' dies enttäuscht uns, wir fühlen uns herumgestoßen, verwirrt. Und doch sagen wir, wir seien froh, so alt zu sein? Sind wir große Narren oder Heuchler?

Wir sind keine Heuchler. Wir meinen, was wir sagen. Die meisten von uns jedenfalls. Wir haben uns mit unserem Alter befreundet. Denn wir gehören nicht zu denen, die mehr an schlanke Linie und Gesichtsfarbe denken als an Geist und Gemüt. Wie schwer muß es solchen werden, die ersten Zeichen des Alterns zu entdecken!

Was ist es denn, das uns zufrieden macht mit unserem Alter?

Was haben wir mehr davon als Arbeit und Sorgen und einen rascher ermüdenden Körper? Nun, manches. Vor allem bringt es uns Frieden. „Frieden!" rufen die Jungen, „Still stand, meint Ihr." Aber wir meinen Frieden. Allerdings nicht den resignierten, enttäuschten, sterilen, schwachen Frieden, der den Kampf aufgibt und kein Friede ist, sondern den starken, sicheren Frieden, den wir erworben haben nach Jahren des Kampfes. Den Frieden auch mit sich selbst. Den Frieden, der aus dem Vertrauen in sich selbst entspringt, aus der Erkenntnis, daß man gelernt hat, den Schwierigkeiten des Lebens zu begegnen, und daß man seinen Lebensweg klar vor sich sieht. Das erste schwere Leid in der Jugend hat uns beinahe aus dem Sattel geworfen: „Ich überlebe es nicht!" Heute, wenn Schweres kommt, wissen wir: „Es ist noch nicht das Schlimmste." Wir haben durchhalten gelernt und wir wissen es. Welch enormen Vorteil hat hier die ältere Frau! Ich glaube, die Disziplin macht es aus, die Selbstdisziplin, die wir uns erworben haben.

Und noch etwas hat uns das Aelterwerden gebracht: Freiheit, Unabhängigkeit. Ihr glaubt, nur die Jungen seien frei? O nein, sie sind es nicht. Für uns selbst war es das größte Wunder des Aelter-Werdens, zu fühlen, wie Fesseln von uns fielen — und noch fallen. Immer neue. Was wünschen wir nicht alles, wenn wir jung sind! Und richten uns danach. Machen uns hübsch, weil die andern finden... Tun dies nicht, weil jene es nicht mögen, folgen dafür jeder Modetorheit, weil „man" sie modern findet.... All dies brauchen wir mit 45 nicht mehr. All die Rastlosigkeit, die Nervosität, die Unsicherheit sind von uns abgefallen und wir haben Zeit gewonnen für anderes, wichtigeres.... Wir sind einheitlicher, einfacher geworden. Wir wissen, was wir wünschen und wir wünschen nur das, was uns erreichbar ist. Wir atmen ruhig und sind froh, daß diese rasende, ruhmbegierige, jugendliche Zeit der jetzigen Ruhe nach dem Sturm Platz gemacht hat. Diese Ruhe ist den Jungen etwas Schreckliches. Aber sie heißt nicht Resignation, Tod. Sie ist tief lebendig und bedeutet die fruchtbare Stille, in der allein Neues, Zartes werden und gedeihen kann. Lebendig? Ja, wir sind voll lebendiger Kraft, die aufgespeichert in uns liegt und aus deren Reichtum wir schöpfen, wenn wir welche gebrauchen. Auch wir sind immer noch im Wachsen, Wechseln, Entwickeln. Aber anders, langsamer, überlegter. Auch wir haben noch Ehrgeiz. Aber er erstreckt sich nicht mehr auf Unerreichbares.

So viele Dinge, die uns in der Jugend so viel Zeit wegnahmen, sind uns nicht mehr wichtig. So manches, das die Welt für uns bedeutete, ist klein und unscheinbar geworden: Kleider, Linie, graue Haare, Wohnung, Benehmen. Einer jungen Hausfrau geht der Atem aus, wenn das Mädchen beim Besuch des Chefs des Mannes von der falschen Seite serviert. Mich brachte es kürzlich zu einem amüsierten Lächeln, als beim gleichen Anlaß mein Mädchen Tomatenpuree in der Einmachflasche hereinbrachte, mitten auf den sorgfältig mit kostbarem Porzellan und Blumen gedeckten Tisch! Wir sind unabhängig. Wir sind frei geworden, uns und unser Heim so zu geben, wie wir sind. Wie gaben wir uns als jung Mühe, unser Nichtwissen zu verbergen und „zu tun als ob"! Heute sagen wir ganz ruhig „Ich weiß dies nicht". Wir haben endlich die Freiheit gewonnen, wir selbst zu sein. Keine Konzessionen mehr an andere, um zu scheinen. Keine Energieverschwendung mehr, um die „ideale Frau" zu markieren oder „vollkommene Weiblichkeit" oder ähnlichen hoffnungslosen Unsinn. „Als ich jung war," sagte mir einst eine etwas unpfarrherrliche Pfarrersfrau, „bemühte ich mich immer krampfhaft, zu sein wie die andern. Ich litt abscheulich, weil ich es nicht fertig brachte. Dann, einmal, entschloß ich mich, in Zukunft nur noch mich selbst zu sein, und es geht fein. Diese Befreiung von der Abhängigkeit von andern habe ich nur meinen Jahren zu verdanken."

Ja, ja, es gibt Dinge, die wir nur „mit den Jahren" erwerben können, und die wohl andere, aber nicht geringere Werte besitzen als die unerfüllbaren Sehnsüchte unserer Jugend.

Frei übersetzt aus „Women's Digest",
von M. L. W.

Von Kursen und Tagungen

Die Zürcher Frauenbildungskurse, die am 29. Januar beginnen (20—21 Uhr, im Saal Nr. 4 im Parterre des Großmünsterschulhauses) bringen zuerst 3 Vorträge der Historikerin R. Schudel-Benz: Frauen als Herrscherinnen: Isabella von Spanien — Maria Theresia — Victoria von England. Drei sehr verschieden geartete weibliche Charaktere zeigen sich im selben verantwortungsvollen Amt der Landesmutter. Zwei von ihnen sollen durch ihr Vorbild auch den künftigen Herrscher, ihren Sohn, zu seiner Aufgabe vorbereiten, wobei ihnen weder politische noch menschliche Enttäuschungen erspart bleiben.

Im zweiten Kurs (Beginn 9. Februar) verfolgt die ehemalige Lehrerin und Erziehungsberaterin, Frau Dr. Steiner-Graf, die seelische Entwicklung des Schulkindes von den Hemmnissen der Kleinen beim Schulbeginn bis zu den Schwierigkeiten der Vorpubertät. Eine Diskussion bietet Gelegenheit zu Fragen und Beantwortung.

Vom ersten März an wird der Gartenbaukurs von Frau Feustel-Bucherer allgemein verständliche theoretische und praktische Anleitung geben zur Pflege eines blumenreichen Hausgartens mit etwas Beerenobst. Auch die Pflege der Zimmerpflanzen wird berücksichtigt.

Daneben laufen die beliebten Gymnastikkurse. Bode-Gymnastik mit Klavierbegleitung wird unter Leitung von Fräulein Trudi Hofmann in kleinen Gruppen geübt. (Telephon 24 416, nur Donnerstag bis Samstag 13 bis 15 Uhr). — Gymnastik und gymnastische Uebungen mit Musik leitet Fräulein H. Züblin (Tel. 22 417, Auskunft nur 13—14 Uhr).

Programme erhältlich im Sportgeschäft Bächtold, ehemals Denzler, Rämistraße 3, und durch die Sekretärin, Frl. T. Hauser, Trittligasse 2.

Vom Wirken unserer Vereine

Bund Schweizerischer Frauenvereine.

In seiner Sitzung vom 16. Januar in Zürich nahm der Vorstand des Bundes Schweizerischer Frauenvereine mit lebhaftem Bedauern davon Kenntnis, daß trotz der im Oktober 1936 von Herrn Bundesrat Obrecht gegebenen Zusage den Frauen vorläufig kein Sitz in der eidgenössischen Preiskontrollkommission eingeräumt wird.

Aus der Arbeit der Kommissionen sei erwähnt, daß die Gesetzesstudienkommission den Entwurf zum Bundesbeschluß zum Schutze der Heimarbeiter durchberaten und anhand der von den mitinteressierten Verbänden eingegangenen Anregungen und Wünschen einige Abänderungen vorgeschlagen hat.

Die neugegründete Friedenskommission ist im Begriff, eine Liste von Referenten aufzustellen über allgemeine Friedensarbeit und über soziale Arbeit im Dienste des Friedens. Sie wird ein Verzeichnis aufstellen über empfehlenswerte Literatur auf diesem Gebiet und sucht die Friedensbereitschaft auch auf praktische Hilfsarbeit hinzulenken.

Auch die Arbeit der Hauswirtschaftskommission ist in gutem Gange und wird sich mehr als bis anhin der „Erziehungsarbeit" unter den Hausfrauen zuwenden. Ferner befaßt sie sich mit der hauswirtschaftlichen Ausbildung der Fabrikarbeiterinnen, die darin bestehen soll, daß es jeder Fabrikarbeiterin ermöglicht werde, einige Zeit in einem Haushalte tätig zu sein.

Auf Vorschlag der mitberatenden Frauen ist es gelungen, die Frauenstunde des Radio auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verlegen. Auch sind verschiedene Vorschläge für Vorträge in der Frauenstunde angenommen worden.

Das Schweizerische Rote Kreuz ist mit dem Gesuch an die Frauen herangetreten, mitzuhelfen bei der Organisation und der Bereitstellung von Material für Notspitäler im Falle außerordentlicher Notlagen, Epidemien oder Kriegsgefahr. Der Bund Schweizer. Frauenvereine, sowie der Schweizer. Gemeinnützige Frauenverein und der Katholische Frauenbund haben sich zur Mitarbeit bereit erklärt.

Das Schweizer Frauenblatt weist über die Jahreswende leider einen bedauerlichen Rückgang von Abonnenten auf. Es bittet darum alle seine Leserinnen dringend um ihre tatkräftige Mithilfe zur Stützung und zur Ausgestaltung des Blattes.

Mit besonderer Freude nimmt der Vorstand Kenntnis vom Anschluß des jüngsten und gewichtigsten Bundesvereins, des Schweizerischen Frauenturnverbandes, mit ca. 30,000 Mitgliedern. C. E.

Schweizerischer Verband für Frauenstimmrecht

In einer Sitzung des Zentralvorstandes wurde mit Miß Heneker, der Organisatorin der kommenden Internationalen Studienkonferenz für Frauenstimmrecht in Zürich, über alle notwendigen Fragen der Zusammenarbeit gesprochen. — Im Zusammenhang mit den Budgetfragen kam zur Sprache, in welcher Art der Verband die beiden Zeitungen „Mouvement féministe" und „Schweizer Frauenblatt" praktisch fördern könne. Manche Sektion habe selbst Mühe, wirtschaftlich zu bestehen. Die Krise macht sich fühlbar und auch die reaktionäre Strömung: Die Vorbereitungen für den Ferienkurs 1937, die vermutlich zusammen mit dem schweizerischen Lehrerinnenverein vorgenommen werden, wurden diskutiert; die Tatsache, daß die Zusammenarbeit des Verbandes mit einer andern großen Organisation „Frau und Demokratie" für den Kurs von 1936 so guten Erfolg zeitigte, läßt wünschbar erscheinen, daß man wieder zusammen mit einer großen Vereinigung arbeite.

Die nächste Jahresversammlung wird in St. Gallen, vermutlich Ende Mai, stattfinden.

Die derzeitige eidgenössische Politik gab Anlaß zu verschiedenem Meinungsaustausch. Die Präsidentin Dr. A. Leuch berichtete von verschiedenen Schritten, welche der Verband teils allein, teils zusammen mit andern Vereinen bei den Bundesbehörden unternommen hat. Es handelte sich dabei einmal um den Schutz der Heimarbeit, dann um die Lage der Frauen in der Krankenversicherung, um die Mitarbeit der Frau in eidgenössischen Kommissionen etc. — Der Verband wird sich auch an der Landesausstellung 1939 beteiligen.

Der Abend war einer Zusammenkunft mit den Mitgliedern in Baden gewidmet. Die Sektion Baden, die den Verlust ihrer Präsidentin, Frau Kübler, betrauert, hat große Mühe, ihre Arbeit aufrecht zu halten. Umso erfreulicher war die Tatsache, daß die abendliche Vereinigung sich lebhaften Zuspruchs erfreute. Frau Dr. Leuch sprach über die Tätigkeit des Schweiz. Verbandes. Frau E. Studer-v. Gonmöns erörterte mancherlei psychologische Fragen und machte auf die Internationale Studienkonferenz im nahen Zürich aufmerksam. Dort wird möglich sein, mit den Frauen verschiedenster Länder, in denen das Frauenstimmrecht eingeführt ist, und zwar nicht in der Art, wie es heute in Deutschland nur noch der Form nach gilt, in Verbindung zu stehen. Dies ist nötig, denn das Beispiel des Dritten Reiches könnte viele entmutigen, die zu leicht vergessen, daß in andern Ländern, in denen die Frauen seit langem stimm- und wahlberechtigt sind, diese Form der Reaktion nicht eingetreten ist; in denen im Gegenteil die Frauen führenden Anteil an vielen Sozialreformen haben. In diesem Sinne sprach zum Abschluß Frl. E. Gourd, die mit wenigen Strichen die Silhouetten mancher stimmberechtigten Frauen zeichnete, und zwar hauptsächlich aus dem Orient. Hindufrauen und muselmännische Frauen z. B. haben eine Gleichheit politischer Rechte erlangt, die uns Schweizer Frauen noch immer vorenthalten wird. E. Gd.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Akademikerinnenvereinigung, 3. Februar, 20.15 Uhr: Mitglieder-Abend; in der Frauen-Union, Pilluggasse 2. Vortrag von Frau Dr. G. Didmann-Gugler: „Weibliche Berufstätigkeit und Ehe". Gäste sind willkommen.

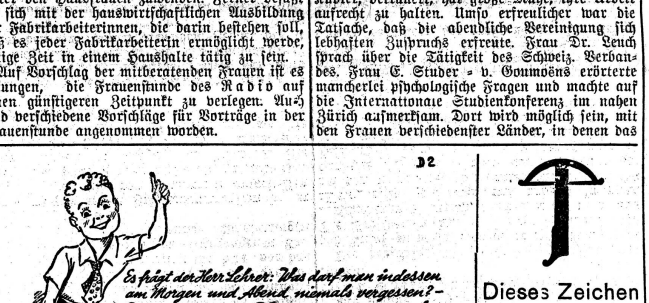
Bern: Bernischer Frauenbund. Vortragsserie: „Ueberblick aus verschiedenen Frauenarbeitsgebieten". 5. Februar, 20.15 Uhr, im „Daheim" Zeughausgasse 31, Tuberkulosefürsorgerin und Vorsteherin des Städtischen Jugendheimes berichten aus ihrer Arbeit.

Beltheim: Verein für Mädchen- und Frauenhilfe, 3. Februar, 20 Uhr, Schulhaus Wülflingerstraße, Vortrag von Frl. H. Brack, Frauenfeld: „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland".

Zürich: Lyceumklub, Rämistr. 26, 1. Februar, 17 Uhr, Literarische Sektion: Marianne Hauser aus Straßburg, liest aus ihren Reiseskizzen über China. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25. Telephon 32 203
Feuilleton Anna Herzog-Huber Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22 608
Wochenchronik Helene David St Gallen

Bleichsucht, Blutarmut?
Dr. Wander's Eisen-Malzextrakt
In allen Apotheken erhältlich:
dickflüssig, in kleinen Flacons zu Fr. 2.—
„ grossen „ „ „ 5.—
trocken, in Büchsen..... „ „ 2.50
Dr. A. WANDER A.-G. BERN
P 10 Y



Dieses Zeichen bürgt für Schweizerware
Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen

Halsweh ist ein gefährlich Weh!
Halsschmerzen sind Warnsignale des Körpers - Vorboten einer Infektion, die je nach dem Grad der Erkältung eine Reihe folgenschwerer Krankheiten hervorrufen kann, so u. a. die Angina, Grippe und Influenza.
Beginnt der Hals zu schmerzen, heißt es also sofort gurgeln - viel gurgeln mit Sansilla.
Das Besondere dieses medizinischen Gurgelwassers liegt darin, daß es die Schleimhäute zusammenzieht, die Poren abdichtet und so der Entwicklung von Infektionen vorbeugt. Das ist die bekannte Sansilla-Schutzwirkung - seine bakterienfeindliche, entzündungshemmende Kraft, die bei Halserkrankungen so viel Gutes, so viel Linderung schafft.
Sansilla
Das Gurgelwasser für unser Klima
Originalflaschen zu Fr. 2.25 und Fr. 3.50
Sansilla ist stark konzentriert, daher sparsam im Gebrauch
Hausmann-Produkt · Erhältlich in Apotheken.

Erziehungsinstitute und Pensionate

Kindergärtnerinnen-Kurs
mit staatlicher Diplom-Prüfung.
Beginn am 20. April 1937. P 12000 Ch
FRAUENSCHULE KLOSTERS

MONTANA
Ferien und Kur
Im heimeligen „Chalet de la Forêt", Tel. 8. Fließendes Wasser. Auf Wunsch Diät. Volle Tagespension von Fr. 8.- an Frl. L. Meyer.
444

Frauen-Bildungs-Schule
Haushalt **Pflege**
von
CLAIRE HALLAUER-SCHULTHESS
Neumünsterallee 3 **Zürich 8** Telephon 44.774
in Verbindung mit dem
ORTHOPAEDISCHEN INSTITUT
von Dr. E. Hallauer-Schulthess
und der
WILHELM SCHULTHESS-STIFTUNG
Haushalt- und Pflegekurse:
Theoretische und praktische Ausbildung in Hauswirtschaft, Pflege, Erziehung, Fürsorge- und Anstaltsarbeit – Charakterentwicklung – Erziehung zu Beruf, Ehe, Mutterschaft und Familie.
Kursbeginn: Mai 1937. 960
Kursdauer: Haushalt: 1 Jahr
Haushalt und Pflege: 2 Jahre
Schlußprüfung mit Diplom
Anmeldungen jederzeit. Prospekte auf Verlangen.
Mündliche Besprechungen über Berufsfragen erteilt die Schul-Leiterin oder ein Mitglied der Arbeitsgemeinschaft. (Vorgehende Anmeldung erwünscht).